

Autor **HORN, Eva Prof. Dr.**
Mitglied des Vorstandes des „Gesprächskreises Nachrichtendienste in Deutschland“

Titel **Zeig' mir dein Staatsgeheimnis**
Jede Demokratie leistet sich geheimniskrämerische Nachrichtendienste. Peinliche Enthüllungs-Stories und notwendige Recherche sind vorprogrammiert. Eine Ermittlung in Sachen „Secret Intelligence“

Referenz Erschienen in: Literaturen, Nr. 7/8-2006
(Doppelheft: Die USA und der Terror)

Ort, Datum/Jahr Juli 2006

GKND-Dok.nr. SB-2006-07-31

Geheimdienste hatten noch nie einen guten Ruf, aber nichts garantiert bekanntlich dauerhaftere Publizität als ein schlechter Ruf. Im Unwetter der Enthüllungen und der Kritik, das gegenwärtig über dem Bundesnachrichtendienst (BND) niedergeht, lärmten dabei allerdings am lautesten diejenigen, die in diese unappetitliche Seite geheimdienstlicher Arbeit am tiefsten verwickelt sind. So erschien im Mai Norbert Juretzkos und Wilhelm Dietls Buch «Im Visier. Ein Ex-Agent enthüllt die Machenschaften des BND» unter einigem Presse-rummel: Gegen den BND-Aussteiger Juretzko ist gerade das zweite Strafverfahren anhängig, nachdem er gefälschtes Material gegen Volker Foertsch, einen Abteilungsleiter des BND, produziert hatte, um diesen als russischen Maulwurf zu belasten. Und der Journalist Wilhelm Dietl ist derzeit im Kreuzfeuer, weil er im Auftrag des BND Kollegen ausspioniert haben soll.

Einmal abgesehen von dem nicht ganz makellosen Ruf seiner Autoren ist auch das Buch wenig mehr als eine wirre, allerdings in einem giftigen Kolportage-Ton vorgetragene Anekdotensammlung peinlicher Pannen und böser Machenschaften des, wie die Autoren genüsslich kalauern, «Bundesvereins Notorischer Dilettanten» (BND). Es geht um eine ganz persönliche Abrechnung, um Selbstrechtfertigungen und bittere Vorwürfe, die an keiner Stelle mit Fakten belegt werden. Unfreiwillig werfen Juretzko und Dietl allerdings doch ein desaströses Licht auf einen Dienst, der sich überhaupt mit solchen Gestalten eingelassen hat.

Schlamm-schlachten wie diese sind ein Symptom für eine doppelte Schwierigkeit im Umgang der Öffentlichkeit mit den Geheimdiensten. Diese Schwierigkeit besteht zunächst darin, über etwas zu schreiben und etwas offenzulegen, worüber man nur schwer verlässliche Informationen bekommt – und darum auch jeder unverfroren drauflos erzählen kann. Andererseits steht jede Aussage, jede Enthüllung unter dem Verdacht, selbst nichts anderes zu sein als Aufschneiderei, schlimmer noch: eine strategische Verzerrung der Wahrheit – oder aber ein Geheimnisverrat, der Operationen und Menschen in Gefahr bringt. Trotzdem sind öffentliche Aufklärung und demokratische Kontrolle mehr als notwendig. Denn streng genommen sind Geheimdienste für Demokratien ein Unding.

Spitzeln, foltern, fälschen

Gehörten die heimlichen Tricks des vorausschauenden Herrschers und geschickten Feldherrn Jahrhunderte lang zum legitimen Arsenal des Gebrauchs und Erhalts von Macht, so ist dem modernen Ideal politischer Transparenz jedes Geheimnis des Staats suspekt. Was Regierungen geheim halten, steht immer unter dem Verdacht, etwas zu sein, das sich dem Urteil der Öffentlichkeit nicht stellen will und kann: Die Geheimnisse des Staats sind – so der Generalverdacht – die Verbrechen des Staats. Darum genießen Geheimdienste den Ruf eines notwendigen Übels. Sie gelten als undurchsichtige, sich über Bürgerrechte und Privatsphären hinwegsetzende, schlimmstenfalls gewalttätige Organisationen, die die schmutzige Arbeit staatlicher Macht erledigen.

Dass sich die Dienste seit dem 2001 ausgerufenen «Krieg gegen den Terror» neuer und ungewohnter Popularität erfreuen, ist nur die Kehrseite dieser Sicht: Angesichts neuer Bedrohungen rufen manche nun nach einem «starken Staat», der es im Kampf gegen Terroristen mit Bürgerrechten und Transparenzgeboten so genau nicht nehmen könne.

Um so mehr wird über Geheimdienste geschrieben – und dies mit einer Aufgeregtheit, die den Tenor des «Skandals» beinahe als Normalzustand erscheinen lässt. Denn entweder haben die Geheimdienste gerade mal wieder etwas politisch und moralisch ganz und gar Inakzeptables getan – sprich: Bürger bespitzelt, Verdächtige gefoltert, gefälschtes Material vorgelegt. Oder aber sie reißen Panne an Panne, Versäumnis an Versäumnis: Jeder neue Terroranschlag ist ein Beweis dafür, dass irgendjemand Akten zu früh geschlossen, Observationen eingestellt oder Warnungen nicht ernst genommen hat. Vereitelte Anschläge und Geheimdienst-Operationen, die funktionieren, kommen dagegen selten ans Licht der Öffentlichkeit – wenn überhaupt, dann erst im historischen Rückblick, wenn sich niemand mehr für ihre Helden und Schurken interessiert.

Das vielleicht tiefste und unergründliche Geheimnis der Geheimdienste ist somit ihr Normalbetrieb: die zähe, oft langweilige Routine des Datensammelns aus nicht selten trüben Quellen, das mühselige Überprüfen und Auswerten der Informationen «aus dem Feld» und schließlich das diplomatische Kunststück, die so gewonnenen politischen und militärischen Einschätzungen auch der Regierung plausibel zu machen. Aber wer will das lesen?

Möchtegern-Agenten und Intelligence-Experten

So prägt der aufgeregte Ton der Enthüllung noch immer das Gros der Literatur über Geheimdienste. Dabei verwickelt sich, wer über Geheimdienste schreibt – und liest –, geradezu notwendig selbst in geheimdienstliche Fragen: Kann er seinen Quellen trauen? Wer sind diese Quellen – und was könnten ihre Absichten sein, wenn sie vertrauliches und brisantes Wissen weitergeben? Wie kann man Informationen auf ihre Verlässlichkeit überprüfen, wenn doch jeder wirkliche Kenner der Materie zum Schweigen verpflichtet ist? Und was sind, das muss sich jedenfalls ein politisch einigermaßen klarer Kopf fragen, die Absichten und Folgen einer Offenlegung?

Sichtet man die Flut der in den letzten Monaten erschienenen Bücher zum Thema, so fällt auf, dass es bestimmte Rollen oder Posen gibt, die auf genau dieses Problem reagieren. Die Autoren von Geheimdienstliteratur – «Geheimdienstliteratur», auch wenn es sich nicht um fiktionale Texte, sondern um Sachbücher handelt – lösen es, indem sie verschiedene Erzählhaltungen einnehmen. Man spricht entweder als Insider oder Outsider, als Detektiv oder als Theoretiker, als deftiger Skandaljournalist oder akribischer Historiker. Da gibt es den Typus des Möchtegern-Agenten, der einen besserwisserischen Kenner-Ton anschlägt, als käme er gerade von der Unterwanderung einer Al-Qaida-Zelle im Hindukusch zurück. Da gibt es den intelligenten großen Bruder des Möchtegern-Agenten: den bestens mit der

Intelligence Community vernetzten Enthüllungsjournalisten vom Schlage eines Seymour Hersh, dessen Berichte im Idealfall zu peinlichen Parlamentsanhörungen und Karriere-Knicks hoher Regierungsbeamter führen. Andererseits gibt es aber auch die knochentrockene Gattung der Analytiker: Professoren für internationale Beziehungen und Secret Intelligence, die mit maximalem theoretischen Durchblick und minimalem Unterhaltungswert den Umbau der Geheimdienste für die Krisen der Zukunft entwerfen.

Alle Kreter lügen

Geradezu vorbildlich erfüllt das Genre des schreibenden Mächtgern-Agenten Udo Ulfkottes jüngstes Buch «Der Krieg im Dunkeln». Ulfkotte, früherer «FAZ»-Korrespondent in Afrika und im Nahen Osten, heute Lehrbeauftragter für «Security Management» an der Universität Lüneburg, präsentiert sich als Experte für alle sicherheitspolitischen Fragen, die verängstigte Bürger oder investitionswillige Unternehmer so umtreiben. Praktisch im Jahresrhythmus hat er gut verkäufliche Bücher zum islamistischen Terror und zum BND, zu Internet, Wirtschaftskriminalität, Wirtschaftsspionage und den Gefahren der EU-Erweiterung auf den Markt gebracht. Sein vielleicht aufschlussreichster Titel aber ist «So lügen Journalisten»: Ein Journalist, der erklärt, wie Journalisten lügen, braucht entweder einen Grundkurs in Logik – oder er ist einer, der es immer ein bisschen besser weiß als alle anderen. Und genau das ist Ulfkottes Ansatz auch in seinem neuen Buch.

«Mit der Darstellung der verschiedenen Nachrichtendienste», schreibt er im Vorwort, «verfolge ich in der Hauptsache das Ziel, Licht zu werfen auf die Schattenwelt der Geheimdienste und ihrer subtilen Arbeitsweisen, ihr Produzieren von «Wahrheiten» und ihre «schmutzigen Tricks».» Was folgt, sind 350 Seiten anekdotenschwangere Portraits der wichtigsten Dienste, unter säuberlicher Auslassung der so genannten «Dritten Welt». Die Substanz dieser Geheimdienst-Portraits bildet die Schilderung einzelner Operationen, deren Detailreichtum vor allem Ulfkottes Expertentum unter Beweis stellen soll. So erfährt die Leserin im Kapitel über die britischen Geheimdienste MI 5 und MI 6 so manches über den Giftstoff Osmiumtetroxid, den man 2004 bei einer mutmaßlichen Terrorgruppe junger Pakistanis fand – aber nichts darüber, was die Polizei dazu bewogen hat, den Kontaktmann der Gruppe, Mohammed Sidique, nicht mehr zu observieren. Sidique war nachweislich in die Londoner Anschläge vom Juli 2005 involviert.

Die Analyse geheimdienstlicher Arbeit und ihrer Fehlentscheidungen ist Ulfkottes Sache nicht. Vielmehr geht es ihm vor allem darum, entweder die Unfähigkeit oder die moralische Perfidie der Geheimdienste herauszustreichen. Wobei – nach einem alten Klischee – die Europäer eher auf der Seite der Deppen, die Israelis auf der Seite der Erzschorken zu stehen kommen.

Der nächste schonungslos entlarvende Bestseller

Weil diese Einsicht in ihrer Platttheit quer zu den vielen Fakten und Anekdoten steht, wird man misstrauisch und wirft einen Blick auf die Quellen. In der Danksagung und der Bibliografie nennt Ulfkotte alles, was der Welt des investigativen Journalismus und der Insider-Publikation lieb und teuer ist: den Star-Reporter des «New Yorker», Seymour Hersh, die Renegaten Robert Baer (Ex-CIA) und Richard Tomlinson (Ex-MI 6), oder auch John Pike, Direktor der Website globalsecurity.org. Zweifellos gut informierte, vorwiegend integre Quellen. Aus diesen schöpft Ulfkotte nun leider mehr, als er offenlegt. Kennt man sich ein wenig aus in dieser Literatur, dann kommt einem manches allzu bekannt vor. Mal ist es Reuel Marc Gerechts fulminante, kurz vor dem 11. September 2001 im «Atlantic Monthly» publizierte Klage, dass die CIA keine orts- und sprachkundigen Agenten in den unkomfortablen Regionen dieser Welt mehr habe. Diese klingt fast wörtlich in Ulfkottes Ausführung darüber durch, dass man Al-Qaida nicht unterwandern könne (was überdies

sachlich falsch ist). Ein andermal klingen Passagen seltsam vertraut nach Seymour Hersh, der die Fehlinformationen über irakische Massenvernichtungswaffen aufdeckte – wobei dessen Buch «Chain of Command. The Road from 9/11 to Abu Ghraib» (2004) nicht mal in der Literaturliste steht.

In einem Abschnitt über die «grauen» Abmachungen der CIA mit Waffenhändlern betet Ulfkotte eine Seite lang die Flugnummern der Airlines herunter, die der Waffenhändler Victor Bout vermutlich genutzt hat. Und spätestens hier wird klar: Ulfkotte wäre selbst gern Agent und posiert darum als beinhardter Insider, dem keiner etwas vormacht. Stattdessen ist er aber eben Journalist und schmückt sich mit der Nähe zu Insidern, deren Bücher er fleißig zum nächsten schonungslos entlarvenden Bestseller zusammenfasst. Man darf hoffen, dass wenigstens die sachlichen Fehler des Buches auf sein eigenes Konto gehen.

Die CIA und die iranische Bombe

James Risen dagegen repräsentiert den Typus des aufrechten, gut vernetzten investigativen Journalisten. Der Pulitzer-Preisträger ist Redakteur der «New York Times», zuständig für das Ressort Nationale Sicherheit. Dass seine Kontakte nicht einfach bibliografischer Natur sind, sieht man schon daran, dass er im Hinblick auf seine Quellen äußerst schmalleppig ist. Auf der ersten Seite des Buchs findet sich ein «Hinweis zu den Quellen», der nichts anderes besagt, als dass diese Quellen nicht genannt werden. Macht das die Sache verlässlicher? Angesichts des immensen Drucks, der gegenwärtig in den USA auf investigative Journalisten ausgeübt wird, ihre Quellen zu offenzulegen, ist Risens Zugeknöpfftheit nicht so sehr eine Geste der Zivilcourage, sondern platterdings die Sicherung der eigenen Arbeitsgrundlage: Wenn Insider aus der Regierungsadministration, den Geheimdiensten oder dem Militär sich nicht darauf verlassen können, dass sie nicht auffliegen, dann reden Journalisten irgendwann nur noch mit Aufschneidern. Wirklich gute Quellen reden nicht gern (und selten für Geld), allenfalls aus professioneller Unzufriedenheit. Und recherchierende Journalisten leben davon, dass ihre Quellen ihren Job behalten können, auch wenn sie ihren Arbeitgeber kritisieren.

Risens Fokus liegt auf dem Verhältnis der amerikanischen Geheimdienste zur Bush-Administration. Neben ausführlichen Analysen der persönlichen Chemie zwischen CIA-Direktor George Tenet und George W. Bush sowie den Hintergründen von Tenets Ablösung durch den soeben geschassten Porter Goss präsentiert Risen vor allem zwei Geheimdienst-Affären, die in den USA heftige Kontroversen auslösten. Das eine ist die «Operation Merlin», eine so hanebüchene Intrige, wie man sie sich eigentlich nur im Verwirrspiel CIA gegen KGB hätte ausdenken können. Diese Operation war der Versuch der CIA unter der Clinton-Regierung, dem Iran über einen russischen Atomwissenschaftler fehlerhaftes Material über den Bau von Atomwaffen zuzuspielen, um das iranische Atomwaffenprogramm auf falsche technische Fährten zu locken. Der Russe bemerkte die eingebauten Fehler und bot von sich aus Korrekturen und Erläuterungen an. So mag es die CIA selbst gewesen sein, die den Iranern wichtiges Know-how zum Bombenbau zugespielt hat. So jedenfalls Risens Schlussfolgerung, deren Timing – das Buch erschien im Januar 2006 in Amerika – man nur bewundern kann.

Die andere Entdeckung Risens ist ein Abhörprogramm der National Security Agency (NSA), das ohne Gerichtsbeschluss die Telefone und Computer einiger Tausend Amerikaner und Ausländer überwacht. Was Risen und amerikanische Bürgerrechtler dabei besonders empört, ist die Überwachung im Inland der USA ohne jede rechtliche Absicherung. Aber mal ganz ehrlich: die NSA fischt über ihr System Echelon seit Jahrzehnten im Meer der weltweiten Telefon-, Fax-, Handy- und Internet-Kommunikationen herum. In den Neunzigern stand sie im Verdacht, amerikanischen Firmen auf diese Weise Betriebsgeheimnisse europäischer Unternehmen zugespielt zu haben. Wen überrascht es wirklich, dass nun auch arabisch-stämmige Amerikaner ohne Erlaubnis abgehört werden?

Dennoch ist es nicht egal, wenn eine Publikation dies wohlrecherchiert aufs Tapet bringt und Verantwortliche beim Namen nennt. Erst wenn sich ein pauschaler Verdacht wirklich mit Fakten erhärten lässt, kann er Gegenstand einer politischen Debatte werden, jenseits regierungsinterner Omertà einerseits und der milden Paranoia der Bürger andererseits. Das ist wohl das Wichtigste an Risens Buch: dass es idealiter zum unmittelbaren Instrument einer demokratischen Kontrolle von Geheimdiensten wird. Die wichtigste Leistung dieser Art von Journalismus sind vielleicht weniger die skandalträchtige Enthüllung und das moralische Gezeter, als vielmehr der permanente Druck, den er ausübt: der Druck einer Öffentlichkeit, die es genauer wissen will – und sich zu informieren weiß.

Wie entsteht das Wissen vom Feind?

Ist das wichtigste Kapital der Investigativen und ihrer Nachahmer das eigene Insidertum, so kommt der Typus des Analytikers anscheinend ganz ohne dieses aus. Zumeist Politologie- oder Militärwissenschafts-Professor mit guten Kontakten zu den oberen Etagen von Geheimdienst-Administrationen, zielt dieser Autoren-Typus gar nicht erst auf Geheimnisse. Vielmehr gehört es zum unausgesprochenen Pakt zwischen dem Theoretiker und den Praktikern, dass es nicht ums Ausspionieren der Spione gehen soll. Den Analytiker interessiert das Gesamtbild, die Struktur und das Wesen dessen, was auf Englisch nobel Secret Intelligence genannt wird. Es geht um nichts weniger als die Frage, wie jenes Wissen vom Feind, das Intelligence ist, zustande kommt und wie sich Geheimdienste neuen Konflikten, neuen Typen von Feindschaft und Kriminalität anpassen.

Anspruchsvoll und gut lesbar ist hier Paul Todds und Jonathan Blochs Buch mit dem standesgemäß blassen Titel «Globale Spionage». In einem knappen, aber überaus klarsichtigen Vorwort skizziert Armin Krishnan eine Theorie von Intelligence als höchst zweischneidigem Typ der Wissensgewinnung: eine Informationssuche, die immer verstrickt ist in die Fallen der Desinformation und der Fehlinterpretation, eine Form politischer Intervention, die immer den «blowback», die unabsehbaren Konsequenzen ihrer eigenen Eingriffe, zu fürchten hat.

Diese Ambivalenz von Intelligence denken die beiden Autoren in ihrem erfrischend unhysterischen Kapitel über islamistischen Terrorismus weiter: Eigentlich sind Terrornetzwerke und Agentennetzwerke «siamesische Zwillinge», gewoben aus unüberschaubaren Kommunikationskanälen, möglichst flachen Hierarchien und einem Handlungsspielraum, der sich immer im Dunkel des Außergesetzlichen und Geheimen bewegt. Todd und Bloch zeichnen ebenfalls Portraits einzelner Dienste, wobei ihnen im Detail, weil sie vor allem auf publiziertes Material zugreifen, immer mal wieder ein Fehler unterläuft und die Übersetzung noch zusätzliche Begriffsverwirrung stiftet (die NSA ist nicht der «Nationale Sicherheitsrat»).

Das Interessante ihres Ansatzes liegt in der Analyse großer Problemkomplexe: der wachsenden Rolle der Überwachungstechnologie, des neuen Terrorismus, der Internationalisierung sowohl der Bedrohung wie der Geheimdienstarbeit – und schließlich der Frage nach der Rechenschaftspflicht von Geheimdiensten in Demokratien. Was so entsteht, ist ein komplexes, aber doch auch sehr geordnetes Bild eines offenen Transformationsprozesses, den die ehrwürdige Disziplin der Secret Intelligence gegenwärtig durchläuft: mehr Internationalisierung, weniger Geheimniskrämerei, aber auch flächendeckende Abhör-, Beobachtungs- und Datensammelprogramme – ein widersprüchliches Szenario dessen, worauf wir uns einstellen müssen.

Die irre Logik der Geheimniskrämerei

Irgendwo in der – vielleicht goldenen – Mitte zwischen Investigation und Analyse ist Eric Gujers kluge und gründliche Recherche über den Bundesnachrichtendienst angesiedelt:

«Kampf an neuen Fronten». Anders als der Untertitel erwarten lässt – «Wie sich der BND dem Terrorismus stellt» –, geht es Gujer nicht ausschließlich um islamistischen Terrorismus, sondern grundsätzlich um den schwierigen Umbauprozess des Dienstes nach dem Ende des Kalten Kriegs. Gleichsam um noch einmal das muffige Erbe des Ost-West-Konflikts heraufzubeschwören, beginnt Gujer mit der Rekonstruktion des Falles «Foertsch» von 1996/1997, in dem Norbert Juretzko eine unrühmliche Rolle gespielt hatte: Dem Leiter der Abteilung 5 des BND wurde vorgeworfen, ein Agent der Russen zu sein. Die Anschuldigung, die sich am Ende als substanzlos erwies, zeigt noch einmal die delirante Logik der Geheimniskrämerei und des Misstrauens, die als Ballast des Kalten Kriegs noch die späten neunziger Jahre überschattete. Es scheint aber auch die Lehre aus solchen Erfahrungen zu sein, die es einem europäischen Dienst wie dem BND ermöglichte, schneller und effizienter als die Amerikaner umzustellen – auf stärkere Vernetzung mit anderen (insbesondere europäischen) Nachrichtendiensten, flachere Hierarchien und weniger interne Abschottung der Abteilungen.

Gut informiert und ohne das übliche Geschwätz von «Parallelkultur» und «Kampf der Kulturen» zeichnet Gujer die zahlreichen, nicht immer glücklichen Strategien gegen den islamistischen Terrorismus – von der Observation seiner vermeintlichen Nährböden in Multi-Kulti-Häusern und islamischen Kulturorganisationen bis hin zur «Vergrämungsstrategie» der Behörden gegenüber potenziellen Sympathisanten durch abrupte Abschiebung. Dabei betrachtet er die Arbeit des BND, die sich auf die außenpolitische Informationsgewinnung konzentriert, sinnvollerweise nicht isoliert, sondern im Kontext der Polizei, des Bundesamts für Verfassungsschutz und des Bundeskriminalamts. Gujer liefert dabei einige Einsichten über die Differenz zwischen dem täterorientierten Vorgehen der Polizei und dem systemorientierten Blick der Nachrichtendienste, denen es weniger um Einzelfiguren als um ein Beziehungsgeflecht geht. Indem er die sorgfältige Rekonstruktion einzelner Operationen – und Pannen – mit allgemeinen Analysen zu Aufbau und Vorgehen des BND verbindet, gelingt Gujer ein Tableau geheimdienstlicher Arbeit mit Tiefenschärfe: einerseits eine Geschichte des BND in den letzten zehn Jahren, andererseits eine konzise Theorie dessen, was es heißt, «nicht eine Nadel in einem Heuhaufen ... sondern aus verschiedenen Nadelhaufen eine ganz bestimmte Nadel herauszufischen», wie ein Data Mining-Experte es formuliert.

Journalismus und Spionage

Eine versteckte Pointe dieser Art der Darstellung ist, dass Gujer (lange vor allen Skandalen um Wilhelm Dietl und Co.) auf die unheimliche, manchmal höchst ungesunde Nähe geheimdienstlichen Nachrichtengewinns zum Journalismus stößt – aber auch auf die zweifelhafte Art und Weise, wie Geheimdienste Journalisten für ihre eigenen Zwecke genutzt haben. Nicht nur, dass Agenten zunehmend unter „non-traditional covers“ als Reporter auftreten und damit den Berufsstand im Umkehrschluss unter Generalverdacht bringen; vielmehr schöpfen die Dienste nicht selten auch aus den zweifelhaften Quellen halb-journalistischer Nachrichtenhändler oder nutzen Kontaktpersonen bei den Medien zur gezielten Lancierung von Nachrichten. «Bei dem Spiel mit den wechselnden Rollen als Helfershelfer, Partner und Widersacher», so Gujer, verlieren «alle Beteiligten leicht die Übersicht.» Es ist gerade das scharfe Bewusstsein von dieser problematischen Nähe, das die Grundlage von Gujers eigener Darstellung bildet. Denn es wird deutlich, dass er selbst unzählige Gespräche mit BND-Mitarbeitern geführt und dabei sehr genau zugehört hat. Gujer ist alles andere als unkritisch, aber sehr vorsichtig mit Urteilen. Vor allem scheint er begreifen zu wollen, wie geheimdienstliche Arbeit wirklich funktioniert, wie Geheimdienste denken. Was dabei herauskommt, ist eines der besten Bücher, die bisher über den BND vorliegen.

Es ist also gar nicht so sehr der Wille zum Skandal und zur Besserwisserei, die Lesern und Staatsbürgern die präzisesten Einsichten über Geheimdienste vermitteln. Ohne Zweifel, guter investigativer Journalismus ist, ebenso wie die Enthüllungen von Insidern, ein höchst

unterhaltsames Genre. Vor allem aber ist er ein unverzichtbarer Teil der demokratischen Kontrolle von Geheimdiensten. Jede politische Debatte über Nutzen und Nachteil geheimdienstlicher Arbeit sinnlos, wenn Spionage noch immer von Populärautoren wie Udo Ulfkotte als ein halb kindisches, halb mörderisches Schlapputspiel präsentiert wird. Ohne eine klarere Einsicht gerade in die Strukturen und Bedingungen des Normalbetriebs der Dienste, ohne ein Verständnis dessen, wie Secret Intelligence funktioniert, gibt es keine Aufklärung, keine sinnvolle Diskussion – und auch keine Enthüllungen, die das Papier wert wären, auf dem sie gedruckt sind.

Neue Bücher zum Thema

Eric Gujer

Kampf an neuen Fronten. Wie sich der BND dem Terrorismus stellt
Campus, Frankfurt a. M., New York 2006. 316 S., € 24,90

James Risen

State of War. Die geheime Geschichte der CIA und der Bush-Administration
Aus dem Amerikanischen von Norbert Juraschitz, Heike Schlatterer und Friedrich Pflüger.
Hoffmann und Campe, Hamburg 2006. 260 S., € 19,95

Paul Todd, Jonathan Bloch

Globale Spionage. Geheimdienste und ihre Rolle im 21. Jahrhundert
Aus dem Amerikanischen von Nadine Miller. Mit einem Vorwort von Armin Krishan.
Matthes & Seitz Berlin, Berlin 2006. 324 S., € 22,90

Udo Ulfkotte

Der Krieg im Dunkeln. Die wahre Macht der Geheimdienst
Eichborn, Frankfurt a. M. 2006. 352 S., € 22,90

Norbert Juretzko, Wilhelm Dietl

Im Visier. Ein Ex-Agent enthüllt die Machenschaften des BND
Heyne, München 2006. 320 S., € 19,95

Eva Horn lehrt Literaturwissenschaft an der Universität Basel. 2002 gab sie den Band «Grenzverletzer. Zur politischen Subversion territorialer Ordnung» mit heraus. Demnächst erscheint ihre Studie «Der geheime Krieg. Verrat, Spionage und moderne Literatur»